

Im Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

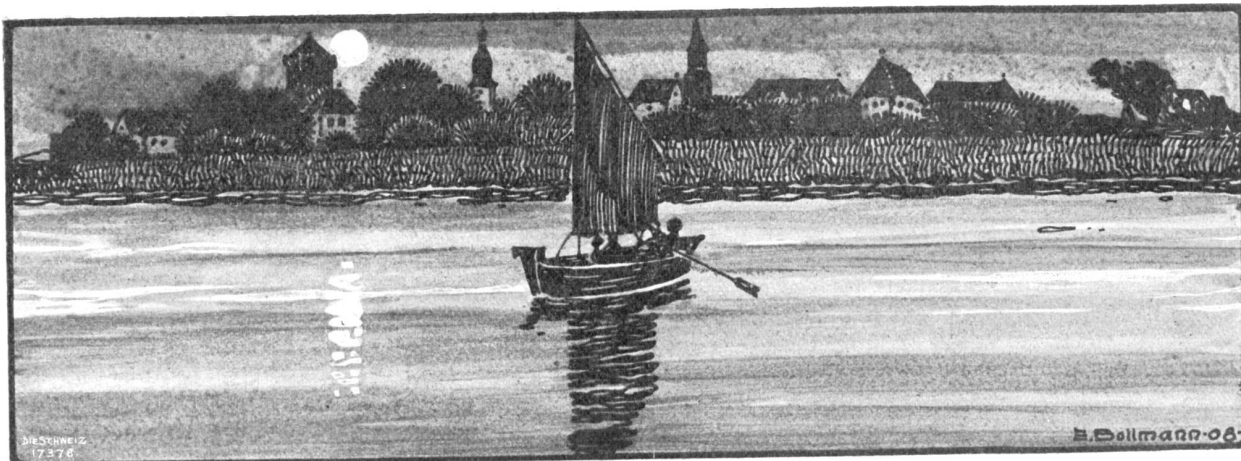
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abend

Aus dem Wasser blickt die Nacht
Mir ins Aug, mein Ruder ruht;
Wieder ist ein Tag vollbracht —
Wieder einer, der mit lichten
Sonnenplänen ward begonnen!
Nacht, willst du den Toten richten?

Was mir tief im Sinne ruht,
Ist's ein Spiegel nur für Sonnen,
Oder hat es eigene Glut?
Wird mein Ruder eines Tags

Siegbekränzt den Abend grüßen,
Oder wird's zur Ruhe müssen
Feindverfolgt und müden Schlags?

Seelang stehn die welken Stunden
Eines langen Sommertags,
Halten einen Kranz gewunden
— Hundert Kränze solcher Art
Sah ich euch aus Händen sinken,
Händen, denen lang das Winken
Und das Kränzewinden ward.

Hermann Hesse.

Im Paradies.

Novelle von Otto von Greyerz, Glarisegg.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Doktor war aufgestanden und hatte Frau Leonies Hand ergriffen.

„Erlaubt Ihr, daß ich morgen wiederkomme? Gegen Mittag wäre ich frei . . .“

„Es ist arg,“ sagte Frau Leonie, „daß ich Euch nicht einmal zurückhalten darf; aber dieser Brief läßt mir, Ihr begreift es, keine Ruhe. Zwar wird er kein Geheimnis enthalten, das ich nicht mit Euch teilen wollte. Aber ich möchte doch, nach meiner Gewohnheit, erst darüber geschlafen haben, ehe ich . . .“

„Und abgesehen davon,“ unterbrach sie der Arzt, „ich muß wirklich noch im Spital vorbei . . .“

„Ja, sagt doch,“ fiel Frau Leonie ein, „wie steht's mit dem armen Sachs, dem Journalisten? Ich komme nicht los von ihm mit meinen Gedanken.“

„Ach Gott,“ sagte der Doktor ausweichend, „man muß zufrieden sein!“

„Tut mir die Liebe,“ sagte Frau Leonie und griff mit beiden Händen nach seinem Arm, „tut mir die Liebe und geht noch im Wohnzimmer vorbei; ich habe ein Stämmchen für ihn bereitgelegt, Ihr findet's auf dem Spiegeltisch. Langt's auch nur für ein paar Wochen, so macht's ihm doch vielleicht Freude. Ihr habt mir gesagt, daß er weder Verwandte noch Freunde hat und daß es ihm so schwer fällt, seine Spitalrechnung nicht zahlen zu können; ist's nicht so?“

„Doch, doch, freilich, aber . . .“

„Nun denn, wenn Ihr ihn keinen Namen nennt, so ist's ja keine Zumutung für seinen Stolz.“

„Nicht das,“ sagte der Doktor, „aber Eure Gabe ist wirklich nicht nötig. Er hat das Schlimmste nun überstanden . . .“

„Wie? So ist es nicht Krebs, was er hat? Hoffet Ihr ihn zu heilen?“

„Liebe Freundin,“ antwortete Dr. Luz, „er hat sich selber geheilt. Ich kann Euch nicht mit Ausflüchten hinhalten. Eure Augen, auch wenn sie verbunden sind, fordern Wahrheit von mir. Ja denn, er hat sich selbst geheilt . . .“

„Ihr meint doch nicht . . .“

Auch Schwester Lydia, in die Tagebuchblätter vertieft, sah jetzt erschrocken auf.

„Um Gottes willen!“ hauchte sie hervor.

„Ja,“ sagte Dr. Luz, indem er sich wieder setzte, „er hat dem Jammer freiwillig ein Ende gemacht. Aber wahrhaftig, ich glaube, er hat mehr an die andern gedacht dabei als an sich. Vier Monate lang hat er Geduld geübt, ich habe ihn nie klagen hören. Wir alle, die wir mit ihm zu tun hatten, die Schwester, das Zimmermädchen, die Köchin, keines von uns hat ihn anders als heiter gesehen, heiter wie einen Weisen, der den Tod nicht fürchtet. Er verlangte und bekam genau Bescheid über seinen Zustand. Er wußte, daß die Speiseröhre fast zugeschwollen war, dann, daß das eine Stimmband gelähmt war, dann das andere angegriffen — alles, wie es unvermeidlich kommen mußte, sah er klar voraus. Und auch das sah er voraus, daß seine zähe Natur das Siechtum noch wochenlang würde ertragen können. Bis zuletzt mühte er sich mit Abschriften für einen Notar, um etwas zu verdienen, und getreulich und befriedigt lieferte er mir jeden Samstag das kleine Honorar ab . . . Er wußte, wieviel er noch schuldig bleiben mußte. Dann, am letzten Samstag war's — am Mittag hatte ich ihn noch gesehen, er hatte mir sein Geldlein eingehändigt und scherzhaft gesagt: ‚Freuen Sie sich, Doktor, nächste Woche wird's mehr sein; ich habe aufgeschlagen, ich will mich kostbar machen!‘ Damit wollte er mich sorglos stimmen, und ich war's auch. Ich war so unbekümmert, daß ich ihm die Morphumpulver überließ, ohne die er nicht mehr schlafen konnte. Der Gute, er hat mich nicht damit hintergehen wollen; es sollte kein Schatten eines Vorwurfs auf seinen Arzt fallen. Er hat sich anders zu helfen gewußt . . . Am Samstag gegen Abend läutete er dem Zimmermädchen Luise, die ihm sonst das Abendessen brachte; sie ist ein gar junges, feinfühliges Wesen . . . er wollte ihr den Schreck nicht antun, ihn so zu finden. Drum gab er ihr einen Brief und bat sie, ihn auf der Post einschreiben zu lassen. Unterdessen, sagte er, möchte doch die Köchin heraufkommen und ihm das Abendessen bringen: er habe guten Appetit heute. Einige Zeit, nachdem sie aus dem Hause war, vernahm man einen lauten Knall; die Köchin, die schon auf der Treppe war, eilte herbei und fand ihn — starr und tot. Neben dem Bette lag ein Zettelchen, worin er sie um Verzeihung bat, daß er ihr diesen unschönen Anblick nicht erspart habe. Auf

dem Zettel lagen eingewickelt ein paar Frankenstücke für sie. Später fand sich auch noch ein Brief an mich — ich sage Euch, ich habe selten etwas Braveres gelesen . . . Gestern haben wir ihn begraben. Außer mir hat ihn keine Seele begleitet . . .“

Frau Leonie und Schwester Lydia saßen in stilles Nachdenken versunken.

„Habe ich unrecht getan, Euch das alles zu erzählen?“ fragte der Doktor. „Mich dünkt, dieses Ende sei des Nachdenkens wohl wert. Sicher ist es leichter, sein Leben wegzuworfen, selbst ein blühendes, jugendschönes, in der begeisterten Schlacht, im verwirrenden Aufruhr der Leidenschaften, getragen und herausgefordert vom Drang und Notgeschrei eines entscheidungsschweren Augenblicks — als in der nüchternen Einsamkeit des Krankenzimmers, wo hilfreiche Hände alles tun, um unser Leben zu verlängern. Und jenen Helden ist Ruhm und Preis gewiß, und schön ist's, für das Vaterland zu sterben. Dieser unser Freund dagegen hatte nichts für sich zu hoffen als ein Ende seines nutzlosen Lebens und der quälenden Selbstanklage, daß er andern zur Last falle.“

„Ihr braucht ihn nicht zu verteidigen,“ sagte Frau Leonie, „vor mir sicher nicht! Auch könnten die besten Gründe bei mir nicht viel ausrichten, wenn mein Gefühl den Mann nicht in Schutz nähme. Und das tut es.“

„Ich danke Euch,“ sagte der Doktor; „ich wußte es ja, daß Ihr nicht zu jenen Gerechten gehört, die . . .“

„O diese Gerechten,“ unterbrach ihn die Greisin, und ihre gefalteten Hände preßten sich krampfhaft zusammen, „diese Ungerechten! Wie oft habe ich es nicht erlebt! Den siebzigjährigen Wüstling, den Gott hat alt werden lassen in seinen Sünden, begraben sie mit allen Ehren und heiligen Sprüchen; aber dem Selbstmörder weichen sie auch auf dem Friedhofe noch aus, und wenn er sich geopfert hätte für andere, sie können es ihm nicht verzeihen, daß er das Leben nicht für der Güter höchstes gehalten hat.“

Schwester Lydia blickte erschrocken in das Antlitz der Freundin. „So bitter spricht Ihr?“ sagte sie, indem sie ihre Hand auf die noch gefalteten der Greisin legte.

„Ja,“ sagte diese dunkel vor sich hin, „zu Zeiten kommt es über mich. Und ich glaube nicht, daß uns alle Dinge Sanftmut lehren. Auch Er, der die Sanftmütigen selig gepriesen hat, konnte der Flamme des Zornes nicht wehren, wenn es dem Otterngesüchte galt. Aber Ihr habt recht, mich zu mahnen. Auch fällt mir ein, daß geschrieben steht: Laßt die Toten ihre Toten begraben! Zum ersten Mal sehe ich den tiefen Sinn dieses Wortes ein. Gleichwohl“ — und damit wandte sie sich wieder an Doktor Luz — „bitte ich Euch: Steckt das Sümmechen, von dem ich sprach, zu Euch und helft,

daß wir das Grab des Einsamen wenigstens mit einem schönen Baum schmücken!"

"Das tue ich mit Freuden," sagte der Arzt. "Aber jetzt will ich Euch keine Minute länger hinhalten. Euer Herz ist bei Hilbi, wo es hingehört. Auf morgen also! Und daß Ihr Euch hier draußen nicht vergeßt! Wenn die Sonne hinab ist, wird's zu kühl für Euch."

Als des Doktors Schritte sich im Hause verloren hatten, wandte sich Frau Leonie an Schwester Lydia: "Wollt Ihr mir nun lesen, Liebe?" und da sie ihre Hand ergriff und sie feucht fühlte: "Wie, Tränen? Bei Euch, Schwester? Ich habe Euch nie weinen gesehen."

"Ich glaube, es ist mehr Freude als Trauer," sagte Lydia. "Euer Hilbi hat ein wackeres Herz. Hat sie sonst schon Schweres durchgemacht?"

"Nein, ich glaube nicht. Solang ich sie kenne, ist sie glücklich gewesen. Was mag dem Kinde widerfahren sein! Lest, ich bitte Euch!"

Und Schwester Lydia begann.

"Das Erste ist ohne Datum. Der Anfang fehlt offenbar — — — — —"

... Das war eine schöne Geschichte, heute früh. Romao, der schwarze Koch, plötzlich verduftet, niemand, der das Frühstück kochen wollte. Der Mulattin mochte man's nicht überlassen, die ist zu schmutzig. Laßt mich nur machen, sagte ich; soviel bringe ich schon fertig. Uebrigens war's noch der Geburtstag von Tante Mercedes. Der Schlingel hatte das gewußt und wollte uns so recht in Verlegenheit bringen. Aber mit der Schweizerin hatte er nicht gerechnet. Die andern schlugen die Hände überm Kopf zusammen, als ich mir eine große Küchenschürze umband. Onkel Mäni (dem ich seinen geschwollenen Doppelnamen längst abgewöhnt habe — Henrique Manoel paßt übrigens wie die Faust aufs Auge zu dem gutmütigen, behaglichen Patzschhand-Onkelchen), also der kam selber in die Küche herunter, um das Wunder zu sehen. Ich jagte ihn aber mit der Kelle hinaus. Nach einer halben Stunde war alles fix und fertig. Als ich mit dem Teebrett auf der Veranda erschien, spottete Onkel Frank: Aha, jetzt gibts Nösti! Dann war die Nösti das Thema, und ich mußte ihnen versprechen, demnächst eine richtige Berner-rösti zum besten zu geben.

Um zehn Uhr fuhr ich mit Tante Mercedes in die Messe. Das ginge nun nicht anders, an ihrem Geburtstag, man denke! Und in einem Staat rückte sie auf, wie eine Magnolie; ich verschwand völlig neben ihr. Dem Geburtstag zu Ehren mußte es heute die Kathedrale de Candelaria sein. War das aber ein Weihrauch- und Kerzengestank! Wie können auch die Leute glauben, dem lieben Gott, der uns die gute Luft zum Leben angewiesen hat, damit ein Vergnügen zu machen? Die

Tante betete sehr andächtig. Sie guckte nicht herum wie alle andern und wie ich besonders, denn es ist jedesmal ein ganzes Theater, so ein Gottesdienst. Beim Hinausgehen, als ich dachte: "Endlich, an die Luft!" sagte die Tante: "Das hat mir gut getan. Die heilige Jungfrau hat mir ein gnädiges Zeichen gegeben." Und fast im gleichen Atemzuge: "Heute nachmittag fahren wir auf den Corcovado." Der Corcovado gehört auch ins regelmäßige Geburtstagsprogramm.

Nach dem Essen rückten sie alle an, wie ein Taubenschwarm in ihren weißen Festgewändern, alle die Tanten und Nichten, Onkel und Nessen, Onkel und Onkelinnen. Ich habe sie heute einmal gezählt, als wir die Wagen bestiegen, ein ganzer Hochzeitskutschenzug: dreiundvierzig Stück alles in allem, eine dicke Wolke von Bonnen und Ammen nicht einmal gerechnet. Das war nun eine Fuhr, Himmel! Und so durch die Hauptstraßen der Stadt hinunter bis zur Bahnstation, ein Schauspiel für die ganze Stadt! Aber anders tut's die Tante nicht. Das ist der große Moment des Jahres für sie, die Familienparade. Da sollen die Leute von Rio den Triumphzug der Senhora Juanita Mercedes Morello erleben; einmal im Jahr gönnt sie sich das. Und mit welchem Behagen lehnt sie sich in die Polster zurück und grüßt, wie eine Königin, nach rechts und links, mit dem Kopf und dem Fächer!

Dann gings mit der Zahnradbahn hinauf, natürlich nur bis zum großen Hotel auf halber Höhe. Jetzt beginnt die große Saison da oben. Die elegante Welt schwärmt in dem herrlichen Park herum, Senhoras und Senhoritas promenieren ihre extravaganten Pariser Frühlingsmoden. Und unser gefeiertes Familienhaupt hält grandiosen Einzug. Komplimente und Glückwünsche von allen Seiten. Mein, diese Redensarten, dieser Wortschwall, diese unerschöpfliche Rhetorik! Es ist, wie wenn man mit Körben voll Blumen überschüttet würde. Unserer steht da, wie von Maulklemme befallen, und bringt keinen ganzen Satz heraus.

Ich flüchtete mich mit Graziela, meinem erkorenen Liebling, nach dem schönen Aussichtspunkte hin. Diese Meeresbläue! Aber wir hielten die Blendung und die Hitze nicht lange aus, schlenderten durch den Park und verloren uns in traulichen Gesprächen — sie ist wirklich ein liebes Kind — bis zur Teufelsbrücke, ein herrlich kühler Waldweg; wohl gegen zwei Stunden gings, bis wir zurück waren. Lieber Gott, machten die ein Aufhebens, als wir ankamen! Bis zur Teufelsbrücke! Zwei junge Damen ohne Begleitung! "Laßt sie doch!" sagte Tante Mercedes in ihrer sonnigen Laune. Und dann gab's Eis und Champagner, und alle waren sehr vergnügt. Spät kamen wir heim. Die Fahrt den Berg hinunter in das Lichtermeer der Stadt, das Sternens-

heer über uns — Mandolinenklänge aus den Gärten herauf, farbige Raketen von Santa Cruz her in der Luft verknaallend, das Gebrause der Straßen immer näher und näher — unbeschreiblich, unvergeßlich, das alles!

Ich bin todmüde davon. Die Augen fallen mir zu beim Schreiben.

Richtig, das noch. Als wir heimkamen und Onkel Frank die Post noch nachschaute, sagte er zu mir: „Kennst du einen Herrn Ferdinand Luz?“ Er sagte aber auf portugiesisch: Fernando Luz! Und ich, so dumm: Nein. „Er scheint dich aber zu kennen. Er ist ein Berner.“ Da endlich regte sich mein Verstand aus seinem Champagnerdusel. „Ferdinand Luz! Aha, der Mandi! Natürlich, ich habe ihn ein paarmal auf der Liebegg gesehen,“ u. s. w.

Der Onkel behauptet, der habe sich angekündigt. Das wäre lustig, so ein Bernerbesuch.

30. August.

Wenn Tante Rosita singt, wie heute abend wieder, so wird's mir weich und schwül ums Herz, ich kann nicht sagen wie. Vor einem Jahre, glaub ich, hätte dieser Gesang nur meine Ohren berührt, vielleicht sogar mich abgestoßen; verstanden jedenfalls hätte ich ihn nicht. Und dabei weiß ich nicht, ist es das Fremde in der Melodie oder in der Stimme, wahrscheinlich beides, was mir das Herz beklemmte, mir angst und bang machte, etwas giftig Süßes, wie die Victoria regia, die so unschuldsvoll auf dem Wasser liegt und so berückend duftet, aber in schlammiger Tiefe wurzelt. Etwas Tierisches, ich weiß es nicht anders zu sagen. Aber jetzt fürchte ich dieses Tierische nicht mehr, ich höre und verstehe darin einen Naturlaut, den glühenden, leidenschaftlichen Atem dieser tropischen Natur. Ich habe wohl früher geahnt, daß es so etwas gebe, aber nicht geglaubt, daß es Macht über mich haben könnte . . . Sie sang das allbekannte

Minha terra tem palmeiras,
Onde canta o Sabiá.

Als sie begann, sagte Graziela zu mir: „Komm in den Park; sie singt so schrecklich laut!“ Und so stahlen wir uns von der Veranda weg und setzten uns unter den schönen Eukalyptus am Teich. Der Mond ging über der Akaziengruppe auf, groß und rotgolden, und glänzte auf dem Dach des Hauses und auf den Blättern der Bäume; die Sterne funkelten breit wie ganze Goldfitterplättchen, und die Luft stand still und regte sich nicht. So horchten wir auf den Gesang, der mit mächtigen Flügeln daherschwebte. Wenn Graziela singt, ist's wie ein Schmetterlingsgaukeln, so lieblich und leicht ist ihre Stimme; ich habe früher nur sie hören mögen. Jetzt ist's anders: ich fühle die mächtige

Natur in Tante Rositas Gesang, und einzelne Töne treffen wie Pfeile ins Herz. Noch im Schreiben singt's in mir nach, wie ein unerschöpfliches Echo:

Minha terra tem palmeiras,
Onde canta o Sabiá!

Springe ich jetzt, wie alle Abend, in Gedanken noch in die Heimat und denke an eins der Volkslieder, das sie bei Bärtschis abends auf der Hausbank sangen — lieber Gott, wie weit weg!

31. August.

Wenn ich von der Abreise anfangen, wollen sie alle nichts davon wissen. Die Großmama schreibe ja immer so ruhig und zufrieden, gewiß komme es ihr auf eine Woche früher oder später nicht an. Aber ich weiß es besser, und überhaupt: Sein Wort halten soll man! Heute in einem Monat ist mein Jahr herum. Ich werde Onkel Mäni bitten — denn der pariert noch am besten — mir die Schiffskursliste zu verschaffen.

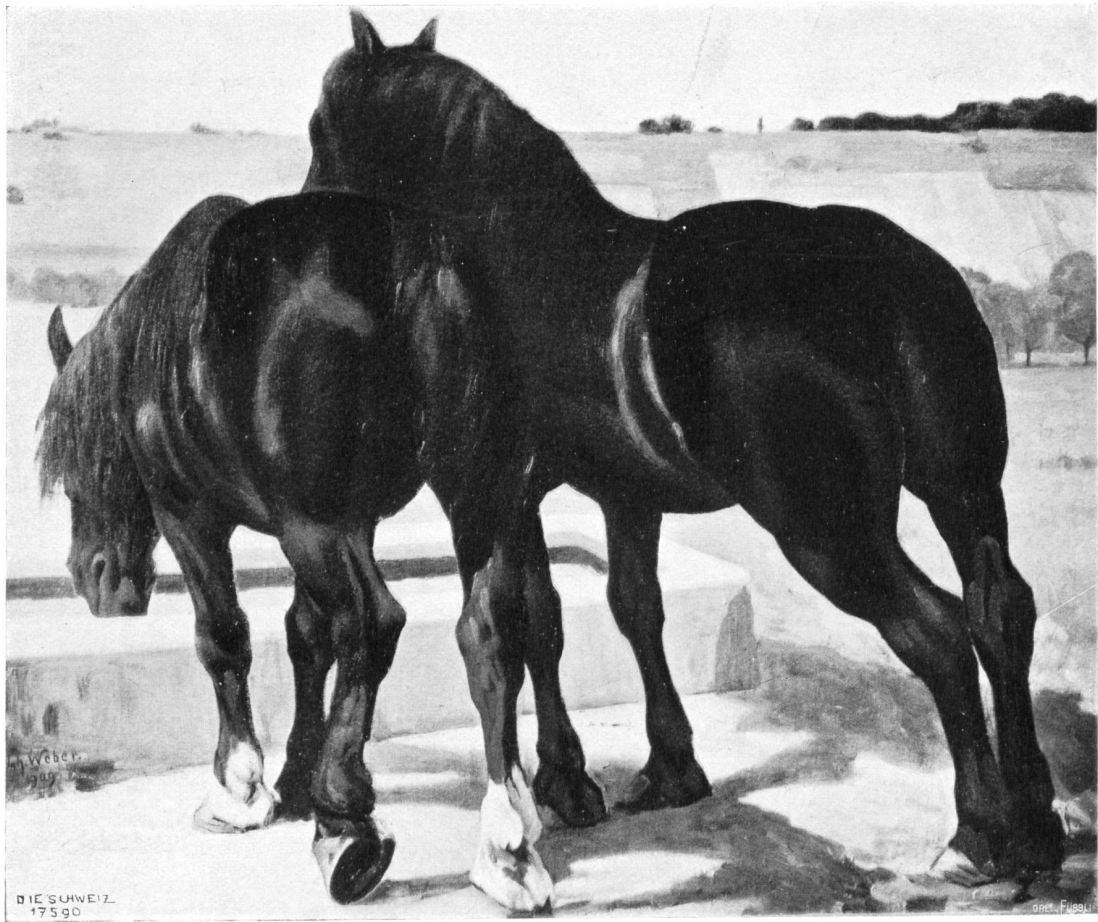
Merkwürdig still ist es heute im Hause. Alle sind in große Abendgesellschaft gegangen, zu den Oliveiras. Mir wars nicht drum, und die brasilianische Gastfreundschaft ist bei Einladungen so weitherzig, daß es nicht nur auf eins mehr, sondern auch auf eins weniger nicht ankommt. Ich wollte ein Buch lesen im Garten; aber ich mußte den kreolischen Mädchen*) zuhören, die in der Küche sangen. Alte Negerlieder, Gott weiß, aus welcher afrikanischen Sahareis stammend. Mir nur ganz unverständlich, dieses kindisch simple, in drei oder vier Tönen sich bewegende Gelall! Und doch, auch darin ist Seele, eine schwermütig stumpfe, geknechtete Seele, die wie ein armes Sichhorn in seinem Trillrad sich an den paar armseligen Tönen Bewegung gibt und abmüdet. Man müßte in Afrika und unter Negern leben, um diese Musik zu verstehen. Und sicher könnte man sie auch schön finden.

Morgen oder übermorgen geht's noch einmal zu den Wasserfällen am Tijucca. Auch nach Petropolis, das sie das brasilianische Interlaken nennen, soll ich noch einmal, nach der Wallfahrtskirche von Capocabana und sonst noch allenthalben hin, wie's so geht, wenn die Abschiedsstunde heranrückt.

1. September.

Von Tijucca zurück. Aber ich kann nicht erzählen. Es geht gegen Mitternacht. Aber nicht deshalb. Sondern mein Kopf — mein Herz, was weiß ich! Die sonderbarste Begegnung, die ich je erlebt habe. Onkel Frank und die jüngeren Leute von der Partie waren vom Tram weg vorangegangen, ich kam mit Onkel Mäni, Tante Rosita und Graziela eine Viertelstunde hintennach. Als wir uns dem Paraiso näherten, sahen wir

*) Crioulinha heißt in Brasilien eine dort geborene Negerin.



Johannes Weber, Birmich.

Pferde an der Tränke (1909).

die Veranda hell erleuchtet und konnten nicht begreifen . . . Man empfängt doch keine Besuche mehr um diese Zeit. Wir hörten eine fremde Stimme, ein unbekannter Herr saß zwischen Tante und Onkel — keine Ahnung, wer. Man hört uns, der Fremde steht auf, sucht mit seinen Augen, heftet sie auf mich, fast starr, als sagte er: So bist du also! Und, beinahe unhöflich gegen die andern, die er geistesabwesend grüßt, bohrt er wieder seine Augen in mein Gesicht. Ich höre, wie Onkel Frank sagt: Ferdinand Luz. Es hatte mir so was aus diesen Augen gedämmert. Aber der große, bärtige Mann — ich hatte ihn ja nur als grünen Jüngling im Sinn. Nur in den Augen fand ich etwas wieder. Wir setzten uns. Onkel und Tante waren sehr freundlich, vertraulich mit ihm. Er erzählte, ich weiß kaum was. Als Graziela aufstand, stellte ich mich auch müde und empfahl mich. Noch einmal dieser Blick . . . Was will der Mann von mir?

Er ist, wie die Mulattin sagt, schon am Vormittag gekommen. Weil er hörte, daß wir abends zurück sein werden, war er um sechs Uhr schon wieder da und blieb sitzen, vier Stunden also, bis wir kamen.

Was will er hier? Und was hat Graziela mit mir wollen? Sie kam mit auf mein Zimmer, umarmte und küßte mich wie nie und lief davon, ohne nur Gutenacht zu sagen.

2. September.

Er bleibt da; wie es scheint, haben Onkel und Tante ihn eingeladen. Nun, das ist brasilianisch, und

daß er's annimmt, auch. Vielleicht wollen sie mir eine Freude damit machen!

Regen den ganzen Tag, trotz dem Frühling, der jetzt hier an der Reihe ist.

Abends. Was will man bei dem Regen anders! Man bleibt eben zuhaus, ich auf meinem Zimmer, schreibe Briefe oder unterhalte mich mit Zuko, dem blauen Papagei, den Onkel Frank auf meinen Balkon hat schaffen lassen.

Hinunter gehe ich nicht, ohne daß ich muß. Sonst laufe ich ihm in den Weg und muß diesen Augen standhalten. Sie sind ja nicht herausfordernd, aber eindringend, nicht unruhig, aber eben: unentwegt ruhig heften sie sich fest. Und dabei redet er kaum ein Wort, nur das Allernötigste — mit mir nämlich.

Also die Großmama hat ihn her empfohlen, soviel wenigstens weiß ich. Aber bloß um einen Empfehlungsbrief abzugeben, macht man doch keine Reise aus den argentinischen Pampas, viele Tage lang, bis nach Rio. Onkel und Tante sind höflich genug, ihn nicht weiter zu befragen. „Unser Haus ist zu Ihrer Verfügung,“ heißt es ganz einfach. Und diesem Herrn scheint das zu passen. Nun, es ist seine Sache. Ich habe ihn den Leuten nicht aufgehalst.

Onkel Mäni hat mir die Schiffskurje verschafft. Ein gutes von den Messageries Maritimes geht am 12. Oktober ab. Das würde passen. Aber eine Reiselegenheit finden, das ist der Haken.

(Schluß folgt).

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Für Gabriele kamen ein paar unruhige Tage. Roman Henry lag zu Bett, und sie mußte oft nach der Apotheke laufen. Aber der Zustand besserte sich bald. Der Kranke schien sich sehr zu erholen. Durch die Sorge für seinen Körper wurde er von allen andern Bestimmungen seines Schicksals abgelenkt, was ihm sehr gut bekam.

Am vierten Tage konnte er wieder ausgehen. Leicht und federnd schritt er neben Gabriele und schien wirklich verjüngt.

Roman Henry wollte in den Bois. Beim Odéon nahmen sie ein Automobil und fuhren den Boulevard St. Germain hinunter gegen die Concorde.

Es war wieder einer jener leuchtend schönen, melancholischen Herbstnachmittage. Die Luft hing in bläulich blassem schimmerndem Leuchten zwischen den Häusern. Die Dachfirste, die gleich Treppenstufen übereinander ansteigen, standen grau und gleich Phantomen in der Atmosphäre.

Wie sie in die Champs-Élysées einbogen, erzählte Gabriele, daß sie ein Herr vor zwei Tagen bei der Apotheke Rue Monsieur le Prince angesprochen.

Roman Henry merkte auf.

„Was wollte er . . .“ fragte er.

„Er bot mir Geld an, wenn ich dich zu ihm bringe . . .“

Nur für eine Stunde im Tag . . .“

„Und was hast du geantwortet?“

„Ich hab' das Geld genommen,“ sagte Gabriele und lachte; „er sagte, daß er dich kenne und daß mich das Geld zu gar nichts verpflichte . . .“

„Ich finde es unerhört, daß du über mich verfügst wie über eine Sache . . .“ meinte Roman Henry und kniff Gabriele leise lächelnd, wie das oft seine Gewohnheit war.

„Wirst du jetzt hingehen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Muß ich denn nicht? Ich würde dich ja blamieren!“

„Ja, das würdest du,“ meinte Gabriele gelassen.

„Was sagte er sonst noch?“

„Er gab mir eine Karte und sagte, ich müßte dich führen, sonst kämest du nicht. Man müßte so auf deinen Willen einwirken . . .“

„Er setzt also voraus, daß ich keinen mehr habe?“

„Das weiß ich nicht . . .“ Gabriele war schon zuversichtlicher geworden.